

Leseprobe aus:

Aharon Appelfeld

Geschichte eines Lebens



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

SEIT WANN SICH meine Erinnerung erinnert? Manchmal scheint es mir, als setze sie erst mit vier ein, als wir – Mutter, Vater und ich – zum ersten Mal einen großen Ausflug in die feuchten, dunklen Wälder der Karpaten machten. Dann wieder meine ich, dass meine Erinnerung schon früher zu sprießen beginnt, in meinem Zimmer, an dem mit Papierblumen geschmückten Doppelfenster. Es schneit. Weiche, wollige Flocken schweben vom Himmel, so leise, dass du sie nicht hörst. Stundenlang sitze ich da und betrachte dieses Wunder, bis ich mit dem weißen Schweben eins werde und in den Schlaf sinke.

Eine klarere Erinnerung verbinde ich mit dem deutschen Wort *Erdbeeren*; ein ziemlich langes Wort und nicht leicht auszusprechen. Draußen ist Frühling. Mutter lehnt am offenen Fenster, und ich stehe auf einem Stuhl neben ihr. Plötzlich taucht aus der Seitengasse ein ruthenisches Mädchen auf, mit einem runden Korb voller Erdbeeren auf dem Kopf. «Erdbeeren», ruft Mutter. Der Ausruf gilt nicht dem jungen Mädchen, sondern Vater, der unten im Hof ist, nicht weit von der Ruthenin. Vater hält sie tatsächlich an. Sie hebt den Korb vom Kopf, und die beiden reden einen Moment. Vater lacht, zieht einen Geldschein aus der Manteltasche und reicht ihn ihr; dafür erhält er den Korb mit allen Beeren. Vater steigt die Treppen herauf und kommt in die Wohnung. Jetzt sehen wir den Korb aus der Nähe; er ist nicht tief, aber sehr breit. Die kleinen roten Beeren atmen den Duft des Waldes. Ich möchte so sehr die Hand ausstrecken und mir einige nehmen, aber ich weiß, dass das absolut verboten ist, und halte mich zurück. Doch Mutter kennt mich ja. Sie nimmt eine Hand voll, wäscht sie und reicht sie mir in einem

Schälchen. Ich bin so glücklich, dass mir vor Freude die Luft wegbleibt.

Erst jetzt beginnt die eigentliche Zeremonie: Mutter bestäubt die winzigen Beeren mit Puderzucker, gießt etwas Sahne darüber und gibt jedem von uns eine Portion dieser Köstlichkeit. Ich muss gar nicht um einen Nachschlag bitten, denn Mutter füllt von selbst wieder nach, und wir essen einfach weiter und weiter, als würden die Erdbeeren gleich für immer ausgehen. Doch keine Sorge, der Korb ist noch voll, und auch wenn wir die ganze Nacht durch äßen, würden sie nicht weniger. «Schade, dass wir keine Gäste haben», sagt Mutter. Vater lächelt, als verberge er etwas.

Auch am nächsten Tag äßen wir noch große Portionen, aber schon nicht mehr mit Heißhunger, sondern ohne es richtig zu merken. Den Rest stellte Mutter in die Speisekammer. Ich sah mit eigenen Augen, wie die leuchtenden Beeren grau und gammelig wurden, und dieses Bild überschattete meinen Tag. Doch der Korb aus schlichtem Reisig blieb noch eine ganze Weile bei uns stehen. Immer wenn mein Blick auf ihn fiel, erinnerte ich mich, dass er auf dem Kopf des ruthenischen Mädchens geruht hatte wie eine rote Krone.

Noch klarer sind die Erinnerungen an unsere Ausflüge am Fluss, auf Feldwegen und Auen. Oft steigen wir auf einen Hügel, setzen uns oben hin und betrachten die Gegend. Meine Eltern sprechen nur wenig, hören aber sehr aufmerksam hin. Bei Mutter sieht man das besonders gut. Wenn sie lauscht, werden ihre großen Augen weit, als wolle sie alles aufnehmen, was sie umgibt. Auch zu Hause wird mehr geschwiegen als gesprochen. Aus jenen fernen, unsichtbaren Tagen erinnere ich mich nicht an Sätze, sondern nur an Mutters Blicke. Sie waren von einer solchen Weichheit und so ausschließlich auf mich gerichtet, dass ich sie bis heute spüre.

Unsere Wohnung ist groß und voller Zimmer. Ein Balkon geht auf die Straße hinaus, ein anderer auf den Volksgarten. Die Gar-

dinen sind lang, streifen übers Parkett, und wenn das Dienstmädchen sie neu aufhängt, weht ein Geruch von Wäschestärke durchs ganze Haus. Mehr noch als die Gardinen liebe ich den Boden, das heißt den Teppich. Auf seinen gestickten Blumen baue ich aus großen Holzklötzen Straßen und Häuser, die ich mit weichen Stoffbären besiedle und mit Hunden aus Blei. Der Teppich ist flauschig; ich versinke in ihm für Stunden, stelle mir vor, mit dem Zug zu fahren, riesige Kontinente zu durchqueren, um schließlich in Großmutter's Dorf anzukommen.

Der Gedanke, dass wir im Sommer wieder ins Dorf fahren, weckt in mir Bilder des letzten Besuchs, doch die Anblicke, die sich seitdem in mir gehalten haben, sind sehr verschwommen, eher wie ein Traum. Ein Wort ist trotzdem geblieben, und zwar *mistame**. Ein merkwürdiges Wort, das ich nicht verstehe. Großmutter benutzte es mehrmals am Tag. Ab und zu wollte ich sie nach seiner Bedeutung fragen, tat es aber nicht. Mutter und ich redeten deutsch. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass sie nicht mochte, wie Großvater und Großmutter redeten. Es wäre ihr lieber gewesen, wenn ich deren Sprache nicht gehört hätte. Trotzdem nahm ich meinen Mut zusammen und fragte: «Wie heißt die Sprache, die Großvater und Großmutter sprechen?»

«Jiddisch», flüsterte Mutter mir ins Ohr.

Der Tag auf dem Dorf ist sehr lang und erstreckt sich bis tief in die helle Nacht. Im Dorf kennt man keine Teppiche, nur Matten. Sogar im Gästezimmer liegt eine Matte ausgebreitet. Wenn man auf sie tritt, hört man ein trockenes Knacken. Mutter sitzt neben mir und schneidet eine Wassermelone auf. Im Dorf gibt es keine Restaurants und kein Lichtspieltheater; wir sitzen im Hof und begleiten den Sonnenuntergang, der bis Mitternacht dauert. Ich gebe mir große Mühe, wach zu bleiben, schlafe aber schließlich ein.

* selbstverständlich

Bei den Großeltern erlebe ich viele verzauberte Begebenheiten. Plötzlich kommt eine Gruppe von drei Zigeunern in den Hof und fängt an zu geigen. Großmutter bleibt ganz ruhig; sie kennt sie wohl schon und lässt sie spielen. Die Musik macht mich immer trauriger, und ich möchte weinen. Mutter eilt mir zu Hilfe, bittet die Zigeuner aufzuhören, doch umsonst. «Lasst uns doch beten», ruft einer von ihnen und spielt weiter.

«Aber das Kind fürchtet sich», sagt Mutter flehend.

«Wovor denn? Wir sind doch keine Geister.»

Am Ende steckt Mutter ihnen einen Geldschein zu, und sie sind still. Einer der Zigeuner will zu mir kommen und sich mit mir versöhnen, doch Mutter zieht mich weg.

Die Zigeuner sind gerade gegangen, da kommt der Schornsteinfeger. Ein großer Mann. Er hat schwarze Seile um sich gewickelt und macht sich sofort an die Arbeit. Sein Gesicht ist verrußt, und neben dem Kamin sieht er aus wie einer der Geister aus Grimms Märchen, die Mutter mir vor dem Einschlafen vorliest. Ich möchte Mutter in dieses Geheimnis einweihen, tue es aber nicht.

Gegen Abend kommen die Kühe von der Weide. Der Staub und das Brüllen erfüllen die Luft mit Sehnsucht und Trauer, aber schon bald beginnt die allabendliche Zeremonie des Marmeladekochens. Pflaumenmarmelade, Pflaumen-Birnen-Marmelade, Spätkirschen-Marmelade, jede Marmelade zu ihrer Zeit. Großmutter holt einen großen Kupfertopf aus der Küche und stellt ihn auf die Feuerstelle im Hof. Das Feuer brennt seit Anbruch der Dämmerung, und jetzt leuchtet auf ihm golden der Topf. Das Marmeladekochen dauert bis spät in die Nacht. Großmutter schmeckt ab, fügt Gewürze hinzu und reicht mir endlich ein Tellerchen mit heißer Marmelade. Diese so lang erwartete Süße macht mich diesmal nicht glücklich. Die Angst, dass die Nacht zu Ende gehen wird und wir am Morgen in die Droschke steigen und zurück in die Stadt fahren müssen, diese Angst wühlt im

Verborgenen und verwundet mein kleines Glück. Ich nehme Mutters Hand und küsse sie, küsse sie immer wieder und schlafe dufttrunken auf der Matte ein.

Im Dorf bin ich immer mit Mutter zusammen. Vater bleibt in der Stadt, um seine Geschäfte zu führen, und wenn er plötzlich auftaucht, kommt er mir wie ein Fremder vor. Mit Mutter gehe ich auf die Felder, zum Bach, das heißt zu einem Seitenarm des Pruth. Das Wasser fließt träge und durchsichtig; es blendet, und die Füße sinken in den weichen Grund.

Im Sommer zieht sich der Tag hier langsam und endlos hin. Ich kann schon bis vierzig zählen, Blumen malen, und in ein, zwei Tagen werde ich auch meinen Namen in Druckbuchstaben schreiben können. Mutter lässt mich keinen Moment allein. Ihre Nähe tut mir so gut, dass schon eine Sekunde ohne sie mich traurig macht.

Ab und zu frage ich sie aus irgendeinem Grund nach Gott oder nach meiner Geburt. Solche Fragen machen Mutter verlegen, und ich glaube, sie errötet. Einmal sagte sie: «Gott ist im Himmel und sieht alles.» Die Antwort freute mich sehr; es war, als hätte sie mir ein geheimnisvolles Geschenk gemacht. Doch meist sind ihre Antworten kurz, eine Art Pflichtübung. Ich frage immer wieder, aber das bringt sie nicht dazu, ausführlicher zu werden.

Anders als sie ist Großmutter eine stattliche und kräftige Frau; wenn sie ihre Hände auf den großen Holztisch legt, ist der Tisch voll. Sie erzählt und beschreibt, und man merkt, dass ihr die Einzelheiten, die sie beschreibt, am Herzen liegen. Das Gemüse im Garten zum Beispiel oder die Obstbäume hinter dem Kuhstall. Schwer vorzustellen, dass Großmutter Mutters Mutter ist. Mutter sieht eher aus wie ihr Schatten. Nicht selten schimpft Großmutter sie, weil sie etwas Suppe oder ein Stück Auflauf übrig lässt. Großmutter hat zu allen Dingen eine klare Meinung: wie man im Garten Gemüse anbaut, wann die Pflaumen gepflückt werden, wer ein anständiger Mensch ist und wer ein Schuft. In Bezug auf

Kinder sind ihre Ansichten sogar noch klarer: Man legt sie schlafen, noch bevor die große Dunkelheit kommt, und nicht erst um neun Uhr. Mutter dagegen findet es nicht schlimm, wenn ein Kind auf der Strohmatte einschläft.

Nicht immer hat Großmutter zu allem eine klare Meinung. Manchmal kneift sie die Augen zusammen, versinkt in ihrem robusten Körper und erzählt Mutter aus vergangenen Zeiten. Ich verstehe kein Wort davon, höre ihnen aber trotzdem gerne zu, doch wenn sie mich hochhebt oder durch die Luft wirbelt, fühle ich mich furchtbar klein.

Großvater ist hoch gewachsen und schlank und redet nur selten. In aller Frühe geht er beten, und wenn er vom Gebet zurückkommt, stehen auf dem Tisch Gemüse, Käse und Spiegeleier. Großvater breitet sein Schweigen über uns alle. Er schaut uns nicht an, und wir schauen ihn nicht an, doch am Freitagabend wird sein Gesicht weich. Großmutter bgelt ihm ein weises Hemd, und wir gehen in die Synagoge.

Der Weg in die Synagoge ist lang und voller Wunder. Da steht ein Pferd und staunt, und neben ihm steht ein kleines Mädchen, so groß wie ich, und staunt auch. Nicht weit von ihnen rollt sich ein Fohlen, als sei es umgeworfen worden, auf der Wiese. Das kräftige, rollenfrmige Tier liegt bebend auf dem Rücken und strampelt mit den Beinen, so wie auch ich mich manchmal auf dem Boden rolle. Um allen zu zeigen, dass es von niemandem umgeworfen wurde, steht es wieder auf und stellt sich hin. Dies erweckt Staunen. Dutzende Augenpaare von Fohlen, Schafen und Bcken verfolgen seine Bewegungen und freuen sich, als es sich schüttelt und wieder fest dasteht.

Großvater geht und schweigt, aber sein Schweigen macht dir keine Angst. Wir gehen und halten alle paar Minuten inne. Einen Moment glaube ich, er wolle mir – wie Vater es oft tut – etwas zeigen und dazu sagen, wie es heißt. Aber nein. Großvater schweigt weiter, und was seinem Mund entschlüpft, wird ver-

schluckt und ist kaum verständlich. Diesmal sagt er ein paar Wörter, die ich verstehe. Gott, sagt er, sei im Himmel, und wir müssten uns nicht fürchten. Die Handbewegungen, die seine Worte begleiten, sind klarer als die Worte selbst.

Großvaters Synagoge ist klein und aus Holz gebaut. Bei Tageslicht sieht sie aus wie eine Kapelle am Weg, aber sie ist länger, hat keine Kreuzesbilder und keine Opfertafeln auf den Borden. Der Eingang ist sehr niedrig, und Großvater beugt sich tief nach unten, geht hinein, und ich folge ihm. Hier erwartet uns eine Überraschung: In zwei Sandkistchen stecken viele gelbe Kerzen und verbreiten ein nach Wachs duftendes Licht.

Das Gebet ist still, kaum zu hören. Großvater betet mit geschlossenen Augen; das Licht der Kerzen zittert auf seiner Stirn. Alle sind ins Gebet versunken. Ich nicht. Ich weiß nicht, warum, aber ich muss an die Stadt denken, an die feuchten Straßen nach dem Regen. Im Sommer gibt es plötzliche Regenschauer, und Vater zerrt mich durch enge Gassen von einem Platz zum anderen. Vater geht nicht in die Synagoge. Vater ist ganz versessen auf Natur, auf ungewöhnliche Gebäude, Kirchen, Kapellen und Kaffeehäuser, in denen man den Kaffee in dünnen Tässchen serviert.

Großvater unterbricht mein Phantasieren. Er beugt sich zu mir herunter und zeigt mir das Gebetbuch. Die Blätter sind vergilbt, die großen schwarzen Buchstaben stehen ein bisschen hervor. Alle Bewegungen hier sehen bedächtig und geheimnisvoll aus. Ich verstehe nichts. Einen Augenblick scheint es mir, als erwachten die Löwen über dem Toraschrein und würden gleich losspringen. Das Gebet fließt leise dahin. Manchmal steigt eine Stimme lauter werdend auf und zieht das Flüstern mit. Dies ist das Haus Gottes. Die Menschen kommen hierher, um ihn zu spüren. Nur ich weiß nicht, wie man zu ihm spricht. Wenn ich im Gebetbuch werde lesen können, werde auch ich Wunder und Geheimnisse sehen, doch bis es so weit ist, muss ich mich vor Gott verstecken, damit er meine Unwissenheit nicht sieht.

Der Vorbeter liest die Gebete und hüpft dabei, neigt sich nach rechts und nach links. Er steht etwas näher am Toraschrein als die anderen und versucht, Gott zu beeinflussen. Die anderen fügen sich aufrecht in den Willen Gottes.

Indessen sind die Kerzen in den Kistchen heruntergebrannt. Die Leute legen ihre Gebetsmäntel ab. Aus ihren Augen schaut ein stummes Staunen, als hätten sie etwas verstanden, was sie vorher nicht wussten.

Das Hinausgehen dauert lange. Zuerst gehen die Greise, dann die anderen. Ich möchte schon im Freien sein. Da ist frische Luft, und die Leute reden miteinander und nicht mit Gott.

Wieder machen wir uns auf den Weg. Großvater summt ein Gebet, aber es klingt anders, nicht so angestrengt. Am Himmel stehen viele Sterne und gießen ihr Licht über uns aus. Großvater sagt, zur Synagoge gehe man schnell, doch auf dem Rückweg nehme man sich Zeit. Ich verstehe nicht, warum, frage aber auch nicht nach. Ich habe schon gemerkt: Großvater mag weder Fragen noch Erklärungen. Immer wenn ich frage, herrscht Schweigen, und wenn die Antwort endlich kommt, ist sie kurz. Jetzt stört mich das nicht mehr. Jetzt habe auch ich gelernt zu schweigen und lausche den leisen Stimmen, die mich umgeben. Anders als in der Stadt sind die Geräusche hier vielfältig, aber leise, obgleich manchmal der schrille Schrei eines Vogels aus dem Dunkel dringt und die Stille erschüttert.

Wir gehen etwa eine Stunde, und kurz vor dem Haus kommt uns Großmutter entgegen; auch sie ist weiß gekleidet. Mutter und ich tragen unsere gewöhnlichen Sachen. Der Segen und die Mahlzeit sind ein einziges Gebet und Stille. Nur wir vier warten, dass Gott kommt.

Aus einem Grund, den ich nicht kenne, wird Mutter am Schabbattisch immer traurig. Manchmal denke ich, dass sie früher mit Gott in seiner Sprache sprechen konnte, so wie Großmutter und Großvater, dann aber irgendeines Missverständnis-

ses wegen diese Sprache verlernt hat. Dieser Schmerz betrübt sie freitagabends.

Nach dem Essen gehen wir zum Fluss. Nachts sieht er breiter aus. Großvater und Großmutter gehen voraus, wir folgen ihnen. Das Dunkel hat sich gelegt, und der Himmel öffnet sich hell über uns.

Es ist ein langsames Fließen; ich strecke die Hände aus und spüre, wie die weiße Nacht direkt in meine Hände strömt.

«Mutter», sage ich.

«Ja, mein Lieber?»

Die Wörter, mit denen ich das Gefühl beschreiben wollte, sind mir entfallen. Da ich keine Worte habe, setze ich mich hin, mache die Augen weit auf, und die weiße Nacht fließt in mich herein.

Das Gebet am Vorabend des Schabbat ist nur eine Vorbereitung auf den nächsten Morgen. Am Schabbat dauert es viele Stunden. Großvater ist ganz in sein Gebetbuch versunken, und ich sitze neben ihm und sehe, wie Gott kommt und sich zwischen die Löwen über dem Toraschrein setzt. Ich staune, dass Großvater bei diesem gewaltigen Wunder ruhig bleibt.

«Großvater», sage ich, denn ich kann mich nicht länger zurückhalten.

Er legt den Finger auf die Lippen und lässt mich nicht fragen. Nach einer Weile treten zwei kleine Männer an den Toraschrein, und Gott, der zwischen den Löwen thronte, verschwindet. So überstürzt, als sei er gar nicht da gewesen. Doch das reicht den beiden noch nicht: Sie öffnen den Schrein. Jetzt ist er weit offen, und die Gebete strömen ungehindert hinein. Ich bin traurig, dass ich in diesem feierlichen Moment nicht beten kann. Zwei Jungen in meinem Alter stehen da und beten wie Erwachsene. Sie wissen schon, wie man mit Gott redet; nur ich bin stumm. Diese Stummheit in mir wird mit jedem Augenblick stärker. Ich denke an den Volksgarten in der Stadt, wo ich oft mit Vater sitze. Da gibt es keine Wunder. Die Leute sitzen auf den Bänken und schwei-

gen. Sie schweigen, weil sie nicht wissen, wie man betet, kommt es mir in den Sinn, und ich wache wieder auf. In diesem Moment nimmt jemand die Torarolle aus dem Schrein und hebt sie in die Höhe. Alle Augen schauen auf zur Tora. Ich kriege eine Gänsehaut.

Das Vorlesen aus der Tora auf der kleinen Bühne sieht für mich aus wie ein zusätzliches Geheimnis im Geheimnis. Jetzt kommt es mir vor, als würden die Leute am Ende dieser mysteriösen Zusammenkunft weglaufen und ich bliebe allein zurück, von Angesicht zu Angesicht mit Gott, der im Toraschrein wohnt. Vier Männer stehen rings um die Tora, sie sprechen zu ihr, als stecke Gott in der Pergamentrolle. Ich staune, dass der große Gott sich so klein gemacht hat.

Danach rollen sie die Tora wieder zusammen und singen mit viel Innigkeit. Die vier Männer, die bei der Tora standen, beten laut, voller Hingabe und Selbstentäußerung. Als der Gesang vorüber ist, heben sie die Tora hoch und tragen sie zurück in den Schrein. Der wird geschlossen und der Vorhang davor zugezogen. Für einen Moment meine ich, es sei ein Traum, und wenn ich aufwachte, werde Vater mich aus diesem Zauber hinausziehen, wir würden in die Stadt zurückfahren, in die breiten, sauberen Straßen und in unser Haus, das ich so mag.

«Warum gehst du nicht ein bisschen raus?», fragt Großvater und entlässt mich in die Freiheit.

Ich stehe draußen bei zwei großen Bäumen und habe das Gefühl, dass ich fern von mir gewesen sei, fern von mir und meinen Phantasien, dass mich jemand gleichsam in eine fremde Phantasie geworfen habe. Gut, dass ich rausgegangen bin und wieder bei mir selbst sein kann und bei den Bäumen, die ihre breiten Schatten auf die Erde werfen.

Ich schaue mir die Synagoge noch einmal an. Sie ist wind-schief und würde ohne die Kletterpflanzen, die sie schützend umschlingen, wohl nicht mehr dastehen. Plötzlich ergreift mich

eine gewaltige, unverständliche Angst, die Leute könnten rauskommen, mich packen und hineinschleifen. Diese Angst ist greifbar, ich spüre die fremden Finger, die mich krallen und kratzen.

«Vater», entfährt es mir als Schrei, und ich renne los. Nachdem ich ein Stück gerannt bin, weicht die Angst wieder. Ich kehre zu den beiden Bäumen vor der Synagoge zurück. Das Gebet ist jetzt leise, und ich gehe hinein. Großvater, ins Gebet vertieft, bemerkt mein Eintreten nicht. Ich stehe neben ihm und betrachte den zugezogenen Vorhang vor dem Toraschrein. Ich will eines der vielen Worte aufschnappen, mit denen die Menschen zu Gott beten, doch es will mir nicht gelingen. Jetzt ist es klar: Ich bin wirklich stumm. Alle flüstern und geben sich Mühe, nur ich habe keine Worte. Ich denke nach, und meine Betrachtungen tun mir weh. Niemals werde ich Gott um etwas bitten können, denn ich spreche seine Sprache nicht. Genauso wenig wie Vater und Mutter. Vater sagte mir schon einmal: «Für uns gibt es nichts anderes als das, was unsere Augen sehen.» Damals habe ich diesen Satz nicht verstanden, jetzt ahne ich seine Bedeutung wohl.

Der Gottesdienst neigte sich dem Ende zu, und ich wusste es nicht. Das letzte Gebet wurde mit großer Hingabe gesungen, so als würde alles noch einmal von vorn beginnen. Doch das war der Schluss. Die Beter erhoben sich.

Ein alter Mann kam zu mir und fragte mich nach meinem Namen. Ich erschrak und klammerte mich an Großvaters Mantel. Der Alte betrachtete mich und fragte nicht weiter. Und schon reichte man den Betern Honigkuchen und Gläschen mit Schnaps. Die Segenssprüche schwebten durch die Luft und vermischten sich mit dem Geruch des Alkohols.

Danach gingen wir durchs Grüne nach Hause. Die Sonne schien, Herden weideten auf den Wiesen. Der Anblick erinnerte mich an die Ruhe von einem anderen Ort, doch ich wusste nicht, von welchem. Wir überquerten die Wiesen und liefen in den lichten Wald. Dort standen ein paar verlassene Gebäude. In den auf-

gerissenen Türen und Fenstern war Dunkel. Unterwegs trafen wir einen ruthenischen Bauern, den Großvater kannte. Sie unterhielten sich, und ich verstand kein Wort. Später blieben wir auf der Kuppe eines Hügels stehen, und über den Maisfeldern lag eine große Erregung.

Wir näherten uns dem Haus: Ich sah Mutter in weißen Kleidern in der Türe stehen. Sie sah aus, als würde sie gleich losfliegen, mir entgegen. Diesmal täuschte ich mich nicht. Sie machte einen Satz und kam, als sei sie nicht Mutter, sondern ein junges ruthenisches Mädchen, auf mich zugerannt. Keine Sekunde verging, und sie hielt mich in den Armen. Einen Moment lang waren wir vereint, mitten im hohen Gras.

Nachmittags saßen wir im Hof, Großmutter brachte uns längliche Brötchen und Erdbeeren mit Sahne. Mutter war schön. Das Haar fiel offen über ihre Schultern, Licht tanzte auf ihrem langen Popelinekleid, und ich sagte mir: So wird es immer bleiben.

Während ich noch in dieser heimlichen Freude verweilte, zog sich etwas in meinem Herzen zu einem Schmerz zusammen, so leicht, dass ich ihn kaum spürte, doch langsam, beinahe unmerkelt breitete er sich aus und verschanzte sich in meiner Brust. Ich brach in Tränen aus, und Mutter, die guter Laune war, umarmte mich. Aber Angst und Trauer hatten mich schon fest im Griff, und ich ließ mich nicht trösten. Das Weinen begann in mir zu fiebern. Ich wusste, dies war der letzte Sommer im Dorf. Ab jetzt würde das Licht immer weniger werden, und Dunkel würde die Fenster verstopfen.

Und tatsächlich, am Abend, als der Schabbat vorüber war, kam Vater und brachte alle Schrecken aus der Stadt mit. Mutter packte überstürzt die Koffer, Großmutter holte eine Kiste voller Marmeladengläser, die mit weißen Stöffchen zugebunden waren, eine Kiste roter Äpfel und zwei Flaschen selbst gemachten Kirschwein. Die Droschke war prächtig, hatte aber keinen Platz für die Lebensmittel, und der Kutscher verstaute die teuren

Schätze nur mit Mühe in dem dunklen Raum unter den Sitzen. Großvater stand an der Tür, als habe man ihn aus seiner Welt gerissen. Ein trauriges Staunen quoll aus seinen Augen. Er umarmte Mutter zärtlich.

Die Pferde galoppierten los, damit wir noch den letzten Zug erreichten. Im Waggon wachte mein Weinen wieder auf. Mutter versuchte alles, um mich zu beruhigen. Die Tränen flossen einfach aus mir heraus, und mein Hemd wurde nass. Vater verlor die Geduld und fragte, warum ich weinte. Die Trauer war stechend, der Schmerz groß, doch ich hatte kein Wort dafür. Vaters Ärger wuchs. Zum Schluss beherrschte er sich nicht mehr und sagte: «Wenn du nicht aufhörst zu weinen, kriegst du eine Ohrfeige. Du bist schon fünf, und ein Junge von fünf Jahren weint nicht ohne Grund.» Vater, der eigentlich nicht wütend wurde und mir sonst von seinen Reisen Geschenke mitbrachte, war diesmal so zum Fürchten, dass mein Weinen erstarrte, doch Mutter, die meinen Schmerz verstand, umarmte mich, drückte mich an sich, und ich sank in ihren Schoß und schlief ein.